

## **Geteilte Erinnerungen oder Wie es ist, etwas zu vermissen, das man nie hatte**

### **Eine Reflexion zu DATSCHA von Marlin de Haan**

*Von Laura Biewald*

Der künstlerische Beitrag des deutschen Pavillons bei der diesjährigen Biennale di Venezia trägt den Titel „THRESHOLDS“. Aus dem Englischen übersetzt wird dieser Titel wie folgt erklärt: „THRESHOLDS sind Orte, an denen sich niemand aufhalten kann – Orte, die nur existieren, weil eine Sache geschehen ist und eine andere noch aussteht. THRESHOLDS sind Übergänge, Linien zwischen Orten und Zeiten. THRESHOLDS sind dafür da, überwunden zu werden“.

Fernab von Venedig, auf einem Acker am Düsseldorfer Stadtrand, beschäftigt sich die Düsseldorfer Regisseurin und bildende Künstlerin Marlin de Haan in Ihrer Arbeit „Datscha“ mit genau so einem Ort der Übergänge: Den meisten Stadtbewohner\*innen unbekannt und dort, wo niemand sie vermutet, heißt die Datscha all jene willkommen, die einen Rückzugsort suchen. Zum Abschalten, Spielen, Feiern, Zusammensein. Die Datscha ist einer dieser Orte, die alles sein können: Gartenlaube, Spieloase für Kinder, Partyraum, Atelier, Wochenendhäuschen, Gemüsegarten, Flucht aus der Stadt. Sie ist immer das, was diejenigen, die dort sind, aus ihr machen. Und heute ist sie Bühnenraum für eine theatrale begehbare Rauminstallation, die davon erzählt, dass die Datscha all dies bald nicht mehr sein wird...

Ich parke mein Auto in einer Seitenstraße. Vorbei an schicken Stadthäusern, einem Fastfood-Restaurant und einer Tankstelle gehe ich zurück zur Hauptstraße, die ich noch ein paar Meter weiter runter laufen muss, stadtauswärts. Neben mir rauschen im Sekundentakt Autos vorbei, deren Rücklichter die Dunkelheit erhellen. Wohin fahren sie wohl?

Ich schaue noch einmal auf mein Smartphone-Navi und checke die Route. Zieladresse: Südring 135. Die rote Nadel auf meinem Handybildschirm steckt irgendwo im Grünen, inmitten einer Ansammlung von kleinen grauen Kästchen, zu denen kein Weg zu führen scheint. Wie komme ich dahin? Ich laufe noch ein Stückchen weiter und entdecke rechts von mir ein großes Metalltor, an dem Briefkästen hängen. Und ein Veranstaltungsposter. „Datscha“ steht drauf und eine Reihe von Terminen. Das muss es sein. Ich schlüpfe durch das Tor und laufe einen Pfad entlang auf eine Art Lichtschranke zu.

Dort werde ich von zwei Jugendlichen mit einem freundlichen Hallo begrüßt. Die beiden tragen eine Uniform, die wie eine Mischung aus Garten-Arbeitskleidung und Raumschiff-Anzügen anmutet. Sie verweisen darauf, dass sie zu einem Team gehören, deren Mitglieder allesamt an dieser Kleidung zu erkennen seien.

Dann überreichen sie mir einen Kopfhörer und erklären mir dessen Bedienung. In der Art des Handlings erinnert er mich an einen Audioguide in einem Museum. Was erwartet mich hinter der Lichtschranke? Ist dieser Ort und alles, was ich sehen werde, bereits Geschichte? Zu bewahrendes Kulturgut?

Ob ich schon mal hier war, werde ich gefragt. Zu meinem eigenen Erstaunen und Bedauern muss ich verneinen: Ich habe zwar hier gewohnt, gleich um die Ecke, jedoch ohne von der Existenz der Datscha zu wissen.

Nachdem mir ein paar Regeln für meinen Aufenthalt erläutert werden („Geh‘ achtsam mit Menschen, Tieren und Dingen um, abgesperrte Bereiche werden nicht betreten und die Skulpturen nicht berührt.“), werde ich eingelassen in eine mir bis dato unbekannte Welt. Noch einmal rechts abbiegen und der Beleuchtung folgen, dann bin ich angekommen: In einem kleinen versteckten Paradies, einem Garten, in dem es vor lauter interessanter Objekte nur so wimmelt, dass ich mir erst einmal einen Überblick verschaffen muss: Da ist die „Datscha“ selbst, ein kleiner Bungalow, dessen Größe ich auf Anhieb nicht ausmachen kann - er scheint mehrere Eingänge zu haben. Aus ihnen dringt ein Lichtschein, der mich hinein bittet, aber hier draußen gibt es noch so viel mehr zu erkunden! Viele kleine Pfade schlängeln sich durch die Gartenlandschaft, gesäumt von Sträuchern und Bäumen, die behangen sind mit Wimpelgirlanden und Lichterketten aus großen bunten Glühbirnen. Weiter abseits zieht ein knisterndes Feuer meine Aufmerksamkeit auf sich und verbreitet ein heimeliges Gefühl.

Und da sind allerlei Gegenstände, die wirken, als hätten sie ihre beste Zeit bereits hinter sich; ein Pizzaofen, um den sich die am Wegesrand wachsenden Sträucher zu schlängeln beginnen, blaue Regentonnen, ein gelber Spielzeug-Bagger, ein aus der Zeit gefallener Automaten-Elefant, auf dem man reiten kann. Oder konnte. Und was ist das - ein großer Kokon auf menschlichen Beinen? Vergangenheit, Zukunft... Was breitet sich hier vor mir aus?

Neugierig bewundere ich dieses Kuriositäten-Kabinett und stelle mir den Ort vor, wie er einmal war und welche Rolle all diese Gegenstände gespielt haben müssen. Während ich überlege, wo ich als nächstes hingehe, wo ich mich hinsetzen kann (und darf) und wo so etwas wie eine Bühnenfläche sein könnte, werde ich durch eine Stimme, die über die Kopfhörer zu mir dringt, unmittelbar ins performative Geschehen katapultiert. Ein Code aus Buchstaben und Zahlen („Y-34-14-RA“) wird ausgerufen. Darauf folgt ein Monolog und ich kann weder räumlich noch erzählperspektivisch zuordnen, wer hier spricht. Zunächst meine ich die Stimme einer sich erinnernden Person zu hören, die, wie es ihr Bericht vermuten lässt, viel Zeit hier in der Datscha verbracht haben muss. Doch im nächsten Moment scheint die Datscha selbst für sich zu sprechen. Durch das Fehlen einer deutlich erkennbaren Trennung der beiden Perspektiven verschmelzen sie zu ein und derselben Stimme. Liegt das, was einen Ort ausmacht, in meiner eigenen Erinnerung an ihn?

Ich lausche dem Monolog und entdecke eine Performerin (erkennbar an besagter Uniform), die sich, ausgestattet mit einem Textheft in der einen und einem Mikrofonständer in der anderen Hand, einen Platz im Garten sucht und unmittelbar nach Ende des ersten mit einem neuen Datscha-Monolog beginnt. Dieser sich mehrfach wiederholende Sprecher\*innen-Wechsel findet sowohl draußen im Garten als auch drinnen, in der Datscha statt. Auch ich kann zwischen dem Drinnen und Draußen wechseln; so etwas wie eine Bühne gibt es also, wie so häufig bei den Theaterprojekten von Marlin den Haan, wohl nicht. Die Bühne ist in dem Fall die Datscha selbst: Ihr Garten, ihre Küche, ihr Partyraum mit Diskokugel. Als Zuschauende kann ich mich frei bewegen und die Datscha erkunden, während ich über meine Kopfhörer die live vorgetragenen Texte anhöre. Die Vorträge bilden als eine Art szenische Lesung den Handlungsrahmen des Abends und werden von Musiktiteln einer Playlist angereichert, die den erzählten Erinnerungen entspringen. Liegt das, was einen Ort ausmacht, in unserer gemeinsamen Erinnerung an ihn?

Und so berichten die Monologe über vergangene Zeiten in der Datscha, erzählen von Kindergeburtstagen und Technoparties („Aber bitte nicht mischen“), von einem Baumhausdinner und von einem alten und neuen Ort, von einem Umzug der Datscha und dem Unterschied zwischen den beiden Standorten. Der Automaten-Elefant kommt auch vor. Und immer wieder ist die Rede von Abschied, von der Angst vor der Zukunft, von dem nicht Wissen, was wird.

Als Textgrundlage verwendet die Autorin Charlotte von Bauszern Antworten aus Fragebögen und Interviews, die im Vorfeld mit Personen geführt wurden, die die Datscha kennen. Sie verwebt sie so miteinander, wie auch diese Personen mit der Datscha verwoben sind und übersetzt die Gedächtnisprotokolle in eine poetische Sprache, die von einem nostalgischem Unterton durchzogen ist. Die Stimmen sinnieren über Vergangenes, Zukünftiges und ihre eigene Rolle darin. Gern verlieren sie sich im Detail. Es ist, als hätte man sie daran erinnert, wie schön es sein kann, sich zu erinnern.

Die Selbstgespräche versetzen mich in einen Zustand, der, so formuliert es eine der Stimmen in den Monologen „wie eine Reise in die oder ein Aufenthalt in der Vergangenheit [ist]. Ohne, dass es meine Vergangenheit wäre.“

Dieses paradoxe Gefühl lässt mich eine unmittelbare Beziehung zu diesem Ort aufbauen, beinahe eine Freundschaft: Ich fühle mich, als wäre ich in den Momenten, an die sich die Stimmen erinnern, dabei gewesen, als hätte ich selbst zu diesen Songs unter der glitzernden Diskokugel getanzt, Kuchen für die Kindergeburtstage gebacken oder meinen Kaffee auf der Bank vor der Küche getrunken und die Mittagssonne genossen - nur, um dann fast schmerzlich festzustellen, dass diese Vorstellungen gar nicht meiner eigenen Erinnerung entspringen. Und dies auch niemals werden.

Denn die Datscha, so erfahre ich durch die Monologe, soll abgerissen werden. Sie muss weichen für irgendwelche Bauvorhaben von irgendwelchen Investoren, die diesen Ort der Subkultur nutzen wollen für etwas, aus dem sich Profit schlagen lässt. Ob sie wohl woanders noch einmal neu beginnen kann? Darüber macht sich die Datscha selbst große Sorgen: „Davor habe ich Angst. Dass mich niemand will. Dass niemand will, dass ich neu ankomme. Dass das, was ich kann und bin, keiner Währung entspricht, auf keinen fruchtbaren Boden fällt.“ Damit spricht sie stellvertretend für alle „Thresholds“, für all jene Orte, die ihrem eigenen Ende entgegen blicken. Orte, die irgendwie zwischen den Welten liegen, die keiner mehr will, zumindest nicht genügend Menschen oder wenigstens Menschen mit genügend Geld.

Es sind immer wieder diese Verschmelzung von Mensch und Ort und dessen (Selbst-)Personifizierung, die mich als ZuhörerIn noch tiefer in jene Emotionalität eintauchen lassen, die mit diesem Ort verbunden zu sein scheint.

Ich spüre das traurig schöne Gefühl der Nostalgie und wie es auch mich in einen Zustand des Dazwischen versetzt. Ich fühle etwas zwischen Vermissten und Verpassen. Ich vermisse etwas, das ich nie hatte und das ich doch bewahren will. Ich möchte diesen Ort bewahren, den ich soeben erst kennengelernt habe. Es soll nicht vorbei sein. Noch nicht!

Und das ist es, was Marlin de Haan mit Projekten wie „Der Kirschgarten“ (2018), „Die Frau vom Meer“ (2020) oder „K.I.T.C.H.E.N“ (2022) immer wieder schafft: Eine Solidarität hervorzurufen mit dem Unbekannten, das einem plötzlich ganz vertraut erscheint. Man möchte sich verbünden und für die gemeinsame Sache kämpfen. Doch die basiert nicht etwa auf persönlichen Befindlichkeiten, Nostalgie oder Abschiedsschmerz. Dies sind nur die Zugänge, die gelegt werden für größere Fragen, die sie immer wieder erlebbar macht: Wem gehört ein Ort? Wer darf einen Ort nutzen, für wie lange und zu welchen Konditionen? Wo finden Kunst und Kultur ein Zuhause? Wo die Gemeinschaft? Und wohin gehen, wenn es keine Räume mehr zu besetzen gibt? Wenn das, was mal war, nicht mehr ist?

Immer mehr subkultureller Raum wird zugunsten wirtschaftlicher Interessen verdrängt. Orte des alternativen Zusammenlebens werden sukzessive aus dem Stadtbild verbannt. Ob die Sternbrücke in Hamburg, die Clubs rund um das Ostkreuz in Berlin oder eben die Datscha am Düsseldorfer Stadtrand.

Jetzt spricht die Datscha wieder für sich selbst: „Wir existieren in den Lücken der Vorgaben, da, wo das Ende noch nicht eingetroffen ist, aber der Abschied schon schwarz auf weiß.“

De Haan zeichnet bei all dem Aufzeigen von Vergänglichkeit allerdings nie dystopische Zukunftsbilder, sondern vermag es, einen Ort und das, was ihn ausmacht, zu würdigen und ihm eine Stimme zu geben. Nicht nur inhaltlich verweist sie dabei auf Vergangenes,

auch strukturell schafft sie Bezüge zwischen den einzelnen Arbeiten: So verwendet beispielsweise Julia Rautenhaus, die die Kostüme für „Datscha“ entworfen hat, die gleichen Materialien, die schon in de Haans Arbeit „Südwärts“ (2021) für eine Art Team-Uniform zum Einsatz kamen - in jenem Stück wurde diese allerdings nicht von den Performer\*innen, sondern von den Zuschauer\*innen getragen, die sich gemeinsam auf eine theatrale Expedition begaben. Basierend auf der legendären Endurance - Expedition des britischen Polarforschers Ernest Shackleton, der den Südpol überqueren wollte und damit scheiterte, wird auch hier ein Threshold-Ort thematisiert, an dem sich eigentlich niemand lange aufhalten kann, aber dessen Existenz und gleichzeitige Überwindung für die Rettung aller dort Anwesenden vonnöten ist. „Südwärts“ spielt übrigens auch an einem Ort, den es zu bewahren gilt: dem Reisholzer Hafen, der momentan unter anderem von Kunstschaffenden und der Natur selbst genutzt wird und den die Stadt Düsseldorf zu einem großen Container-Terminal umbauen will.

Zurück zur Datscha: Um etwas Abstand von der emotionalen Identifikation mit ihr zu bekommen, habe ich an diesem Abend die Möglichkeit, die Kopfhörer auch mal abzusetzen und mich auf diese Weise ganz auf die Gegenwart zu fokussieren. Und auch das ist in Marlin de Haans Arbeiten immer eine Option: Das Audiomaterial fungiert als Schablone, die ich auf diesen Ort legen kann und die mir ein Bild von damals zeigt. Es entsteht eine Art Zweizeitigkeit; als Zuschauende kann ich zwischen diesen beiden Zeiten hin- und herreisen oder sie eins werden lassen, um den Ist-Zustand eines subkulturellen Ortes zu verblenden mit seiner Vergangenheit, die ihn zu dem hat werden lassen, was er heute ist. So wird mir gewahr, was den Wert dieses Ortes ausmacht und was es zu bewahren gilt, weil es Gefahr läuft, zu verschwinden.

Auch die Datscha ist ein solcher Ort. Er ist so besonders, weil die Menschen ihn zu etwas Besonderem gemacht haben und weil er nicht statisch ist, sondern beweglich. Schon einmal umgezogen, wird er nun auch weiterwandern müssen - vielleicht in gänzlich anderer Form. Und vielleicht ist das auch gut so. Vielleicht muss etwas enden, damit etwas Neues beginnen kann... Womöglich macht die Tatsache, dass niemand an diesem Ort bleiben kann, dass der Ort selbst nicht bleiben kann, ihn umso wertvoller.

Und, wie in einem der Monologe gesagt wird: Vielleicht stimmen die Erinnerungen gar nicht so sehr mit der Realität überein und entsprechen eher dem Gefühl, das man zu dieser Vergangenheit hat. Insbesondere dem gemeinsamen Gefühl all derjenigen Personen, die diesen Ort geteilt haben. „Du kannst die Freude sehen, wenn sich zwei treffen und wir teilen ein Stück Identität, „die Datscha“, unabhängig, ob du diesen Ort magst, nur weil du ihn kennst und dich erinnern kannst. [...] Kann sein, dass wir gar nie gemeinsam zum gleichen Zeitpunkt hier waren. Aber ich habe ihn erlebt, und du auch, und wir haben die gleiche Erinnerung. [...] Dann ist es vielleicht so: Den Ort verlassen, Erinnerungen bauen, mit wem teile ich diese Erinnerungen. Dieser Kreis sind wir.“

Stellvertretend für diesen Kreis kommen am Ende des Abends alle uniformierten Performer\*innen, die im Übrigen größtenteils auch zum künstlerischen Team des Projekts gehören, zusammen und tanzen noch einmal gemeinsam auf der großen Wiese zu „A Forest“ von The Cure. Vermutlich lief auch dieser Song auf den Parties damals rauf und runter. Reihum gibt immer eine\*r der Performer\*innen den Impuls für eine neue Bewegungsabfolge, die der Rest der Gruppe nachtanzt. Mal treten neue Tänzer\*innen hinzu, mal verlassen welche die Gruppe, um später zurückzukommen und erneut einzusteigen. Daraus entsteht eine gemeinsame Choreografie, die jederzeit verändert werden kann. Wie die persönlichen Erinnerungen, die einzeln ganz unterschiedlich sind, aber in ihrer Summe ein gemeinsames Ganzes ergeben. Schön sieht das aus, individuell und doch irgendwie homogen.

Ich sitze derweil auf einem Stuhl vor der großen Wiese und schaue mir diesen Tanz von hier aus an. Jetzt gibt es zum Schluss doch noch so etwas wie eine Bühne.

Die Tatsache, dass das Verhältnis der Performer\*innen zum Publikum und deren beider Rollen den Abend über uneindeutig bleibt, bietet neben der dadurch möglicherweise hervorgerufenen Irritation auch die Chance, den Raum noch größer zu denken: Auch, wenn das hier ein Theaterabend ist, kann ich mich als Zuschauende als einen aktiven Teil des Ganzen, als Teil der Datscha begreifen. Es gibt keine starren Formen; dieser Raum ist für alle da.

Jetzt fällt mir auf, dass die Performer\*innen nicht nur an den Uniformen zu erkennen gewesen wären, sondern auch an dem Glitzerstaub in ihren Gesichtern. Wie ein Relikt einer durchtanzten Nacht, die alle auf unterschiedliche Weise erfahren, aber doch gemeinsam erlebt haben. Die Datscha mag überwunden werden, aber es ist immer noch etwas da von diesem „Gestern“; eine Geschichte, die auch dann noch besteht, wenn hier die ersten Bagger rollen. Die Datscha bleibt. Und sei es nur in der gemeinsamen Erinnerung an sie.

*Laura Biewald studierte Theaterwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und an der Università degli Studi di Pavia in Italien. Sie schreibt als freie Kulturjournalistin über Tanz und Theater und ist beim Stadtmarketing Krefeld tätig.*

*Sie wirkte sie bei zahlreichen Theaterproduktionen und Performances in der freien Szene mit, unter anderem als Dramaturgin beim Tanzstück OHNE time der Tänzerin und Choreographin Emily Welther, welches für den Kölner Tanzpreis nominiert wurde.*

*Laura Biewald lebt und arbeitet im Ruhrgebiet und am Niederrhein.*